

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 20.

Posen, den 17. Juli 1927.

Nr. 20.

Copyright by Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

10. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Margrit aber lehnte alle Beteiligung mit einem müden Dank ab. Der Geheimrätin ging das gegen die Ehre, daß ihr Mädchen diese gute Einrichtung verschmähte. Sie machte sich vor den Damen ja lächerlich, wenn es ihr nicht gelang, Margrit umzustimmen. Es war etwas Schamloses in der Art, wie sie sich in Margrits Kummer drängte, und da es obendrein erfolglos war, entstand in ihr der Verdacht, daß die andere wohl etwas zu verheimlichen hätte. Und ihre spitze Spürnase suchte und suchte, bis sie fand, was die fremde Magd verbergen mußte.

Da geriet sie in eine große Empörung, und ihre Worte waren so spitz und kalt, als seien sie in Lena Firnhalders Gärtlein gewachsen. Sie kam sich persönlich betrogen vor. Endlich hatte man einmal ein brauchbares Mädchen, da ging es einem so.

Margrit kündigte darauf mit ruhigen Worten ihren Dienst. Das hatte die Dame nicht so schnell erwartet, und sie änderte nun plötzlich die Windrichtung und suchte Margrit zum Bleiben zu bereden, denn sie wollte diese Arbeitskraft wenigstens ausnützen, bis zum äußersten. Aber Margrit durchschaute das Spiel und blieb bei ihrer Kündigung. Sie blieb, bis die gesetzliche Frist abgelaufen war. Dann suchte sie sich einen neuen Dienst.

Margrit kam zu einem Metzger. Danach zu einem Fabrikanten. Dann in eine Bäckerei. Darauf zu einem Lehrer. Überall hätte man die stille, arbeitssame Magd gern behalten, aber sobald ihr Geheimnis entdeckt war, wurde man ihrer überdrüssig. Roheiten, Vorwürfe, Verachtung bekam sie mehr als tägliches Brot, und ein immer tieferes Erstaunen ergriff sie, eine bittere, trotzige Frage: „Ist's also eine Schand', Mutter zu werden? Was wissen denn die von meiner Schuld! So große Verachtung hab' ich nicht verdient!“

Sie ward es müde, sich weiter um Stellen zu bemühen. Sie kannte das Spiel nun schon, und es schauderte sie davor. Sie suchte sich eine Schlafstelle bei einer kleinen Arbeiterfrau, die irgendwo in einem finsternen Winkel ein Bett zu vermieten hatte. Tagsüber wanderte sie ziellos durch die Straßen oder saß frierend auf irgendeiner Bank. Jeden Abend aber stand sie auf einer der Dreisambrücken und sah in den Strom hinunter, der hochgeschwellt und schneewassertrunken durch die Stadt brauste. Tief beugte sie sich über das Brückengeländer.

„Ich hab' kein Bett, keine Stub', keinen Vater für mein Kind. Zu meiner Mutter kann ich nit. Was soll das Kind auf der Welt? Es hat nix als Elend zu erwarten. Ich weiß doch, wie sie es einem machen. Es flucht mir höchstens, daß es leben muß, daß es so leben muß. Die Welt ist zu hart, ich kann's nit zu Ende schaffen, was ich angefangen hab'. Ich brauch' mich nur da herunterfallen zu lassen — und alles ist vorbei.“

„Tu es nicht,“ sagte eine Stimme in ihr. „Trotz der Welt! Sie hat nicht soviel Gewalt, wie sie meint. Es

ist auch nicht so wichtig, was sie sagt. Wie du vor dir selbst bestehst, darauf kommt es an.“

Ja, so würd' er reden, der Lehrer. Und was würd' er wohl sagen, wenn er es in der Zeitung lesen müßt', daß die jüngste Tochter aus dem „Heller“, die damals in die böse Sache mit dem Zwuggart verwickelt gewesen, in das Wasser gegangen war?

Nein, das wollte sie ihm doch nicht antun, das hatte er nicht um sie verdient.

Hinfort ging sie nicht mehr an den Strom. Sie fürchtete sich vor sich selbst.

Auf Zureden der kleinen Arbeiterin, bei der sie wohnte, meldete sie sich in einer Seidenspinnerei zur Arbeit. Sie hatte Glück und wurde gleich angenommen, denn es war eine Zeit, wo alle Webstühle im Lande gingen.

Sie wurde vor eine Maschine gestellt, die Seide auf große Spulen wickelte. Anfangs fürchtete sie sich vor der Maschine, aber das verlor sich bald. Der Zwirnmeister zeigte ihr, was sie zu tun hatte. Sie mußte zerrissene Fäden zusammenknüpfen, volle Spulen entfernen und leere neu einschalten. Der Zwirnmeister, der für die Arbeit verantwortlich war, stand in den ersten Tagen neben ihr vor ihrer Maschine, zeigte, half, tadelte, bis sie alles begriffen hatte. Dann ließ er sie allein.

Sie versank in einen Ozean von Lärm. Die Maschine war wie eine Insel, auf der sie ganz allein bleiben mußte. Zwischen ihr und den anderen Mädchen und Frauen brandete dieses ungeheure Getöse. Ihr Kopf dröhnte, ihre Nerven zitterten. Noch nachts, wenn sie im Bett lag, brauste es ihr vor den Ohren. Die Füße schwellen ihr vom vielen Stehen, die Arme schmerzten bis zur Schulter hinauf.

„Es vergeht,“ sagte die kleine Arbeitersfrau, in deren Hause sie ihre Schlafstelle hatte. „Man gewöhnt sich an alles. Manche freilich werden taub mit der Zeit. Aber du wirst's schon aushalten.“

Als Margrit soweit eingeschult war, daß sie nicht mehr alle Sinne anspannen mußte, um der Maschine gerecht zu werden, vernahm sie ein seltsames, rhythmisches Tönen und Klingen, das über dem Lärm schwebte. Nach und nach erkannte sie es: die Spinnerinnen sangen bei der Arbeit. Das klang so seltsam, über dem taktfesten Stampfen und Rollen der Räder und Kolben das sehnsüchtige Lied all dieser eingesperreten lebendigen Menschen-seelen.

Margrit verstand die Worte nicht. Aber das Lied streichelte sie wie mit linden Händen. Da atmete sie tief und getröstet auf und lauschte andächtig den verlorenen Tönen, die über dem Gebrause schwebten.

Allmählich lernte sie die Genossinnen ihrer Arbeit kennen. Es fiel keiner von ihnen ein, sie zu verachten. Sie waren gut zu ihr und bemitleideten sie, daß ihr Schatz gestorben sei. So viel hatte Margrit von ihrem Leben verraten. Die kleine Frau, bei der sie wohnte, ließ ihr in den Abendstunden ihre Nähmaschine, und Margrit nähte, was sie für ihr Kind brauchen würde. Als die Frau sah, was für geschickte Hände die neue Genossin hatte, brachte sie ihr Kleiderstoffe für ihre beiden Kinder. Es sprach sich auch in der Fabrik herum, daß

sie nähern konnte, und da kamen die blassen Seiden-
Spinnerinnen und liehen ihre bunten Blusen, ihre Sonn-
tagskleider und Röcke bei ihr machen. Da gedachte Marg-
grit mit Dankbarkeit der Glaserfine und ihrer Kunst,
und allerlei ganz ferne, tröstliche Zukunftspläne tauchten
vor ihr auf: ein helles Stübchen in einer der Vorstädte
zu mieten, wo sie ihr Brot für sich und das Kind mit
ihrer Nadel verdienen könnte.

Langsam wachte eine zarte Freude in ihr auf, die
Freude auf ihr Kind, das sie lieben durfte ohne Schuld-
gefühl, das ihr allein gehörte, ganz allein. Sie wünschte,
daß es ein Knabe sein möge und seinem Vater gleichen
werde, dessen Bild in sehnsüchtigen Nächten von ihrer
Seele stand.

Der junge Zwirnmeister war gut zu ihr. Er hatte
ein bleiches, überanstrengtes Gesicht, und die große Ver-
antwortung seiner Stellung machte ihn wortkarg und
streng. Seine raschen Augen mußten über alle Stühle
wachen. Er sah, daß Margrit müde war, und er ver-
anlaßte, daß sie eine leichtere Arbeit bekam.

Sie brauchte nicht mehr den ganzen Tag zu stehen
wie die andern, sie saß an einem besonderen Tisch und
verpackte bunte Stiefel in zierliche Papierhüllen. Alle
Bänder des Regenbogens flossen über ihre Hände, und
es war, als ob aus den leuchtenden Farben etwas wie
Freude und Hoffnung strömte.

Es wollte schon leise lenzen, und die Berge, die auf
die Stadt hinuntersahen, trugen bereits einen zarten
Hauch. Noch nicht grün und doch schon farbig. Die
Sonne schien warm auf die alten Plätze und Gassen,
streichelte die bunten Heiligen auf den Brunnen und
spielte mit den fallenden Wasserstrahlen. Draußen trug
die Dreifam, das meisterlose Bergkind, Schneewasser auf
den Armen und warf es ungestüm gegen die steinernen
Wellenbrecher ihrer Brücken. Alle Abend aber kam aus
dem Hüllental ein Wind gewandert, der einem soviel
Sehnsucht machte!

Wind, Berge, Wald, das war des Schmugglerkönigs
Heimat gewesen. Aber sein Sohn kam in einer engen,
dunklen Hinterstube zur Welt und als einer armen
Fabrikarbeiterin Kind.

Margrit weinte, als sie es ihr in die Arme legten.
Die ganze schwere Zeit hatte sie nicht geweint, sondern
war in Trost und Härte ihren Weg gegangen. Jetzt
weinte sie vor Mitleid mit dem Kind, an dem sie sich
so veründigt hatte, daß es als ein lediges Schwander-
kind zur Welt kommen mußte und Schande sein Erb-
gut war.

Da aber trat die kleine Arbeiterfrau zu ihr und legte
ihr ein paar blühende Schlehdornzweige aufs Bett. Die
hatte sie geschnitten am Sankt-Barbaratag in der
Adventszeit und an einem heimlichen Ort zum Blühen
gebracht. Nun waren sie aufgegangen, und all die scharfen
Dornen waren überblüht von schneeigen Blüten, die
dufteten süß und ein wenig bitter und herb, wie jene,
die ihr am Tag ihrer Einsegnung der Lehrer geschnitten
hatte. Und alle kamen nach und nach zu ihr, die bleichen
Seidenspinnerinnen, die stillen Genossinnen ihrer Tage,
die mit ihr vor den rassenden Maschinen gestanden
hatten. Alle brachten sie ein liebliches Lächeln und
kleine Geschenke für ihr Kind. Das kleinste Mädchen
ihrer Hauswirtin aber legte dem Wickelkind sein schönstes
buntes Bildchen auf das Kissen, und Margrit küßte es
dafür.

10.

In der engen Gasse standen die Häuser schmal und
gedückt beisammen, und in die hinteren Stuben fiel
wenig Licht. Margrit saß über die Nähmaschine gebückt
und arbeitete. Dabei hütete sie die Kinder ihrer Haus-
leute. Sie waren bleich und mager und hatten ver-
bogene Glieder. Margrits Knabe aber war stark und
gesund und entwickelte sich herrlich.

Eines Tages jedoch schlug die Stunde, da die Woch-
nerinnenunterstützung aufhörte. Ein richtiges Näh-
geschäft konnte Margrit in der engen Stube mit der er-
borgten Nähmaschine auch nicht anfangen, besonders da
der Mann der Hauswirtin anfang, scheel zu der Sache
zu sehen. Sie wollte versuchen, in Kundenhäuser zu
gehen und sich auf diese Art durchzubringen. Ihr Kind
mußte sie freilich in Pflege geben, mußte ihm seine reiche
Nahrungsquelle entziehen und es mit der Flasche be-
trügen. Das wollte ihr schier das Herz brechen. Aber
was half's, sich halbtot darum zu grämen? Es mußte
sein. Der kleine Jost wurde nicht um seine Zustimmung
gefragt, sonst hätte er wohl Einspruch erhoben. Er wehrte
sich ja auch, aber ohne Erfolg. Zuerst lebte er schlecht
und recht bei einer Büglerin, die neben ihrer Heimarbeit
noch Zeit hatte, Ziehkinder aufzunehmen. Da verlor er
seine rosigen Farben und wurde fahl wie eine Keller-
pflanze, so daß Margrit ihn da wegnehmen mußte. Dann
versuchte sie es, ihn aufs Land zu geben. Sie konnte
freilich nun nicht mehr jeden Abend hingehen und fühlte
eine brennende Wunde, so als habe man ihr ein Glied
vom Leibe getrennt. Die ganze Woche verzehrte sie sich
in Heimweh. Nur Sonntags konnte sie zu ihrem Kinde
gehen. Es wurde aber immer elender. Niemand sah
es dem welkenden Knösplein an, daß es der Sproß eines
starken, gesunden Menschenpaares war. Durch einen
Zufall erfuhr Margrit, daß die Leute ihm Mohnsaft
gaben, damit es ruhig Tage und Nächte lang schlafe. Da
nahm sie den Kleinen wieder mit und suchte aufs neue
ein Unterkommen für ihn. Wer kann aber einem Kinde
die Mutter ersetzen? Es siechte hoffnungslos hin. Da
bot sie der Arbeiterin, bei der sie wohnte, all ihre Zeit
und Kraft an, wenn sie aus der Fabrik fortbleiben und
ihr Kind mit ihren eigenen hüten wolle. Die war es
zufrieden, und Margrit nahm ihren Platz in der Fabrik
wieder ein.

Die Spinnerinnen nickten ihr zu, und des Meisters
ernstes Gesicht leuchtete auf, als Margrit eintrat. Die
Räder griffen nach ihr, der Lärm verschlang sie. Es
war, als habe die Fabrik schon Rechte an sie, als wolle
sie ihr Leben in sich auffaugen wie das der andern, die
sich ihr hatten verschreiben müssen. Aber Margrit hatte
nun ihr Kind besser unter den Augen, dafür war kein
Opfer zu groß. Vielleicht wäre auch alles gut gegangen,
wenn der Keuchhusten nicht in der Gasse ausgebrochen
wäre. Mit unerhörter Wucht warf er sich auf die zarten
und geschwächten Kinder, und am meisten wurde Mar-
grits Knabe heimgesucht. Jede Nacht trug sie das
ächzende Kind in den Armen herum. Immer schwächer
glomm der Docht und drohte schon, sich zu neigen und für
immer zu erlöschen. Tags konnte sie nicht bei Jost sein,
da mußte sie der Maschine dienen. Durch das Fauchen
und Brausen der Räder meinte sie den rassenden, ge-
quälten Atem des Kindes zu hören. Kannte sie heim,
so wurde sie von dem Gedanken gehezt, daß sie es viel-
leicht nicht mehr lebend antreffen werde. Wenn sie nur
mit ihm hätte hinaus können! Fort aus der dunkeln,
engen Gasse im Herzen der Stadt! Aber woher sollte
sie die Mittel nehmen, auch nur vierzehn Tage ohne Ver-
dienst zu leben?

Eines Abends, als sie heim kam, lag ein großer,
amtlich gestiegelter Brief da, den sie erschrocken aufriß.
Es war eine kurze, trockene Aufforderung, daß sie sich
wegen der Erbschaftsregelung der verstorbenen Anna
Maria Schwander, Wirtin zum „letzten Heller“ in L.,
am kommenden Freitag auf dem Notariat einzufinden
habe, um eine Erklärung abzugeben. Das traf sie wie
ein Schlag. Ihre Mutter war tot! Ohne ihr zu ver-
geben, war sie gestorben. Margrit hatte ihr die Geburt
ihres Kindes mitgeteilt. Nicht ein einziges Wort hatte
ihr die Mutter geantwortet. Es gibt Dinge, die nicht
vergeben und nicht gesühnt werden konnten. Schuld
bleibt Schuld, und Fluch bleibt Fluch. Sie mußte beides
tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Wesen des Frohsinns.

Von Dr. Paul Langenscheidt.

Wir müssen beim Frohsinn zweierlei unterscheiden, nämlich den gelegentlichen, durch äußere Ereignisse erweckten, vorübergehenden, und den mit unserem Wesen, unserem Charakter, unserer Weltanschauung eng verwachsenen und unzerrennlichen. Von ersterem reden wir, wenn wir an Lichtblicke des Lebens, frohe Stunden, Minuten denken. Das ist die Freude, wenn etwas Lang-ersehntes oder Unverhofftes, Unberechnetes Wahrheit wird. Seltsam ist, daß — der Franzose Dubamel weist darauf hin — diese Freude sich so gern mit leiblichen Genüssen verbindet. Man feiert in Festessen, man „trinkt eins darauf“. Das gilt ja selbst von den Jahr um Jahr wiederkehrenden Feiertagen, an denen man sich fast selbstverständlich den Magen verdirbt, bisweilen auch mehr oder minder die Nase begiebt. Es ist, als ob der Mensch in solchen seltenen Feiertagen jede Hemmung erstickt, sich ganz der Freude hingeben, sich eine schöne Erinnerung in das Leben hinein schaffen wollte, möge er das auch für den Augenblick noch so schwer zu büßen haben. Nun braucht man ja nicht immer so über die Stränge zu schlagen, und in vernünftigen Grenzen ist auch dieses Sich-dem-frohen-Augenblick-Hingeben eine Gabe, zugleich eine Frage der Selbsterziehung, auch wohl von ethnologischen Momenten beeinflusst.

Aber wie dem auch sei, — „derjenige Tag ist ganz und gar verloren, an dem man nicht gelacht hat,“ sagt Chamfort mit Recht. Und kein Geringerer als Schopenhauer setzt Frohsinn und Glück gleich: „Einer sei jung,“ schreibt er, „schön, reich und geehrt, so fragt sich, wenn man sein Glück beurteilen will, ob er dabei heiter sei. Ist er hingegen heiter, so ist es einerlei, ob er jung oder alt, gerade oder buckelig, arm oder reich sei, denn er ist glücklich.“ Es ist ja gar nicht immer der Fall, wie die Trübseigenen behaupten, daß die Außenwelt unsere Ruhe und Fröhlichkeit stört und vernichtet; vielmehr sind wir es, die den Schatten unseres Mismuts auf die lachende Welt werfen. Heise vortiert diesen Gedanken:

Wenn du an dir nicht Freude hast,
Die Welt wird dir nicht Freude machen.

Merkt auf, lieber Leser, hier spricht Weltweisheit: An dir selbst mußt du Freude haben, an deiner Festinnung, deinem Tun, mußt mit erhobenem Haupt durch das Leben gehen, mit lachenden Augen durch lachende Gesilde, den lachenden Himmel über dir. Man muß die Kraft haben und „wohl zuweilen“ — wie Liliencron es nennt — „sein Herz bekränzen“. Auch den zerschlagensten Helm ziert Eichenlaub. Erst dann wird auch die Welt uns Freude machen. Gar mancher, der zornig auf seine Mitmenschen blickt, zürnt nur über sich selbst. Auch sollte schon der nackte Egoismus uns dazu anspornen, die Freude in uns zu wecken und zu erhalten; denn nicht umsonst bliden wir mit heimlichem Neide auf fröhliche Menschen. Fröhlichkeit ist zudem Gesundheit. „Die Fröhlichkeit,“ schreibt der große Philosoph Spinoza, „ist ein Affekt, welcher des Körpers Macht zu handeln vermehrt und unterstützt; die Traurigkeit ist dagegen ein Affekt, welcher des Körpers Macht zu handeln mindert oder hemmt; — folglich ist die Fröhlichkeit geradezu gut,“ und noch schärfer sagt Marie von Ebner-Eschenbach diesen Gedanken: „Traurigkeit ist Stille, ist Tod; Heiterkeit ist Regsamkeit, Bewegung, Leben.“ Und noch eins schenkt dir das Leben: die Schaffenskraft. „Wer schaffen will, muß fröhlich sein,“ sagt der prächtige Fontane; ebenso Hans Dittmar: „Mürrer ist Ohnmacht, Freude ist Kraft.“ Und wer weder auf Gesundheit noch auf Schaffenskraft Wert legt, der sollte sich wenigstens aus Eitelkeit gegen melancholische Anwandlungen wehren; denn das Geschöpf, aus dessen Auge die tiefste Melancholie spricht, ist der Affe.

Und das Rezept, Freude zu empfinden? Byron gibt es uns mit wenigen Worten: „Was anders wäre Freud,“ schreibt er, „als Freude bereiten?“

Ich für meine Person muß gestehen, selbst auf die Gefahr hin, anzustoßen, daß ich lieber mit einem fröhlichen, lachenden Laugenichts zusammen sein will als mit einem Gerechten, der höchstens die schmalen Lippen zum lauren Lächeln verzieht. Und stülze mich dabei auf Ewald von Kleist, der uns versichert: „Lustige Leute begehren mehr Torheiten als traurige; aber traurige begehren größere.“ Man braucht ja auch schließlich die Fröhlichkeit nicht zu übertreiben, wie der alte Simplicius es notgedrungen hat, dem in der Folter die Ziegen das Salz von den Fußsohlen abledern mußten, bis er vor Lachen starb.

„Was anders wär Freud, als Freude bereiten?“ sagt Byron. So sei denn noch ein Wort über diese Freude des Freudebereitens gesagt. Da hat der Liebste, der Gatte, die Eltern gewonnen, gepart, wo sie das Beste, Schönste für dich finden können, hat es mit Opfern gekauft, mit Genugtuung heimgetragen und dir aufgebaut. Und nun steht du davor, unfreundlich, gereizt: „Das kann ich ja gar nicht brauchen!“ oder: „Die Farbe steht mir nicht!“ statt zunächst einmal für all die Liebe zu danken, und, wenn es angeht, still das Ungewünschte umzutauschen oder sich mit dem guten Willen zu bescheiden. Dem Schenkenden erwächst aus solcher Erfahrung die Lehre, Dinge, die dem persönlichen Geschmack unterliegen, mit dem zu Beschenkenden zusammen auszuwählen und auf das Moment der Ueberraschung zu verzichten, mag es auch noch so schön sein. Denn diese kleine Verringerung

der Gattensfreude verjüngert vor der großen Enttäuschung eines unwillig aufgenommenen Gesichts, vor dem wirklichen Schmerz, dem bleibenden Stachel solches zweifellosen Mißerfolges. Aber auch sonst ist es nicht so einfach, reine Freude zu bereiten, nicht einen Tropfen Bitterkeit in den Becher des dargebotenen Glücks zu mischen. Selbst uns Deutschen, dem Gemütsvolle, wird das schwer. Wir haben das Weihnachtsfest erfunden, das Fest der Kinder, den Tannenbaum, mit seinen hellen Lichtern, den Weihnachtsmann mit dem Sack voll goldenen Küssen; aber unter den Arm haben wir ihm die Rute gegeben.

Es ist nicht leicht für den, dem es nicht gegeben ist, freudig zu sein. Denn kein Mensch kann leugnen, daß wir Menschen mehr von Stimmungen abhängen, als uns lieb ist. Nicht immer lacht uns das Glück, — wohl dem, dem es lächelt. Wer wäre nicht schon eines Morgens verstimmt, „mit dem linken Fuß“, schlaff und arbeitsunlustig aufgestanden, hätte sich nicht über sich selbst und diese grundlose Mißstimmung geärgert. Die Wissenschaft sucht solche Stimmungen durch bestimmte Zeitkurven nachzuweisen und zu begründen; vielfach mögen sie auch, uns unbekannt, sich aus körperlichen Ursachen herleiten. Schlimm ist es nur, wenn solche Störungen in unberechenbarem Wechsel zur Launenhaftigkeit ausarten, die schließlich ausgesprochen neurasthenische und hysterische Formen annimmt.

Aber auch abgesehen von diesen Stimmungen wird niemand erwarten, daß wir in ewigem Lachen durch das Dasein tänzeln. Dazu ist das Leben denn doch zu ernst, unsere Pflichten und Aufgaben zu bedeutungsvoll. Aber auch durch den tiefsten Ernst vermag ein fröhlich Herz hindurchzuschimmern, auch bei erster Arbeit Menschengüte aus freundlichen Augen zu leuchten. „Je mehr,“ sagt Schopenhauer, „ein Mensch des ganzen Ernstes fähig ist, desto herzlicher kann er lachen,“ womit er Herbert Eulenberg's Behauptung widerlegt, „daß man sich einen Staatsanwalt, Steuerbeamten, Schullehrer, Schutzmänn und andere gar nicht lachend vorstellen kann.“ Auch hier wird also der Mittelweg der richtige sein, wie Rückert es so wundervoll schildert:

Ein rechter Mann hat zwei Gesichter, die er hält,
Das eine auf sein Haus, das andre auf die Welt.
Das freundliche Gesicht, das wendet er ins Haus,
Das ernste aber lehrt er in die Welt hinaus.

Mit besonderer Genehmigung des Verlages Dr. Paul Langenscheidt, Berlin, wurden vorstehende Auszüge aus dem Buche „Lebenskunst“ des kürzlich verstorbenen Verfassers entnommen.)

Gelehrten- und Literaturgeschichten.

Von Paul Mayer.

Als die Academie Française eine Definition des Wortes Krebs formulieren wollte, gab eines ihrer Mitglieder folgende Begriffsbestimmung:

„Der Krebs ist ein kleiner roter Fisch, der rückwärts läuft.“
Einer seiner Kollegen äußerte daraufhin: „Der Krebs ist kein Fisch, er ist nicht rot, und er läuft nicht rückwärts. Aber abgesehen davon, ist diese Definition ziemlich richtig.“

Der berühmte Komponist Lulli war sehr jähzornig. Er schlug den Takt mit seinem Stok und malträtierte dabei seinen Fuß, was ihm nicht gut bekam, da er gichtbrüchig war. Er machte sich wegen seiner Heftigkeit Gewissensbisse und beichtete sie einem Freunde. Dieser verlangte vor allen Dingen, daß er eine Oper, die Lulli eben vollendet hatte, zum Opfer brächte. Er nahm das Manuskript und warf es in den Kamin. Als sein Sohn dies sah, stieß er einen Schmerzensschrei aus. „Sei still,“ sagte sein Vater leise zu ihm, „ich habe ja eine Kopie.“

Als Sainte-Beuve sich mit Dubois duellieren sollte, regnete es in Strömen. Sainte-Beuve spannte seinen Regenschirm auf und sagte: „Ich will mich gern töten, aber nicht nassregnen lassen.“

Bei einem Wohltätigkeitsfest hatte George Sand einen Verkaufstand. Der Baron James Rothschild bat sie um ein Autogramm, da der Stand schon ganz ausverkauft war. George Sand schrieb auf ein Stück Papier: „Tausend Franken von Baron James Rothschild dankend erhalten.“ Lächelnd gab ihr der Baron diese Summe.

Bei einer Sitzung der Academie Française erklärte jemand emphatisch: „Der Niedergang der französischen Sprache hat 1789 begonnen.“

„Um wieviel Uhr, wenn ich bitten darf?“ fragte Victor Hugo.

Als man Balzac eines seiner Werke lobte, sagte er: „Ach, ihr hab't gut, weil ihr nicht der Verfasser seid!“

„Wieso denn?“ — „Weil ihr alles, was ihr zu loben findet, aussprechen dürft, während ich mir das versagen muß.“

George Sand und der jüngere Alexander Dumas wohnten einer Hochzeit bei. Die Braut war siebzehn Jahre und der Bräutigam 60 Jahre alt. „Wer von den beiden begehrt nun die größte Dummheit,“ fragte George Sand. Alexander Dumas flüsterete ihr ins Ohr: „Ach Gott, wenn ein alter Mann ein junges Mädchen heiratet, muß er auf alles gefaßt sein. Aber,

wenn eine alte Frau einen Jüngling heiratet, braucht sie auf nichts gefaßt zu sein.“

Als Renan in den Orient reiste, sagte ihm jemand: „Wissen Sie auch, daß es dort Räuber gibt? Sie müßten wenigstens ein Gewehr mitnehmen, um sich verteidigen zu können.“ „Das hätte wenig Zweck,“ antwortete der Philosoph, „das würden sie mir doch abnehmen.“

Die Sprache des Beines

Alba hat im F. Krick-Verlage, Leipzig, soeben „Das Beinbuch“ erscheinen lassen, dem wir mit besonderer Genehmigung des Verlages nachfolgende Plauderei entnehmen.

Wie es eine Briefmarken- und Blumen-sprache gibt, so auch eine Beinsprache. Sie dient der Verständigung mit alten oder neuen Liebhabern, und ihre Entzifferung ist meistens Privatangelegenheit des Empfängers. Inbald erzählt sie auch vom Charakter der Sendestation, wobei sie bis zu einem gewissen Grade Allgemeingültigkeit erlangt. Teilen wir die vorhandenen Beine ein in Mode- oder Idealbein, Fliegen-, Elefant-, Flaschenbein, Puppen- oder Schließbudenbein, K- und D-Bein — so ist eine Vofabel allen genannten Beinen gemeinsam: wenn das obere der stehend gekreuzten Beine nervös auf und ab zuckt, so darfst du annehmen, daß du bei der Trägerin Interesse erregt hast; was je nach der Festigkeit des Judens als Wohlgefallen oder Empörung zu deuten ist.

Nebeneinandergekettete Beine, die an den Knöchelpartien heftig rhythmisch gerieben werden, bekunden Tanzlust oder Müden-schick.

Fußspitzengang verrät die Eitelkeit, gelegentlich tänzerische Bühnentätigkeit; bei einseitigem Auftreten besagt er nur, daß der Schuh zu eng gewährt wurde. (Der Volksmund spricht von „Kulirolbeinen“.)

Zieht die Besitzerin eines von dir figurierten Beines den Kopf höher hinauf, so ist sie kokett; und du darfst sie ansprechen. (Meistens ist sie bereits versehen.)

Zieht die in beschriebener Art von dir ausgezeichnete Dame den Kopf tiefer hinab, so ist sie schüchtern; und du darfst sie erst recht ansprechen. (Meistens ist sie bereits versehen.)

Die stehenden Damen, die ihre Beine freigebig zeigen, olne gelegentlich aufzustehen und durchs Lokal zur Telephonzelle zu gehen, sprich nicht an; ihre Beinstellung taugt bestimmt nichts.

Wenn eine Dame zwei Finger benezt und auf die Wade tippt, so ist das keine Geheimsprache der Liebe; sondern es zeigt dir an, daß eine Strumpfmache aufgegangen ist und durch Feuchtigkeit an der Fortsetzung dieses Beginnens gehindert werden soll.

Wenn du mit dem Knie einer Dame in Berührung kommst, so sage nicht: „O Pardon“ — denn das wäre in jedem Falle beleidigend. Warte ruhig ab, was sich daraus entwickelt.

Schönbeinigen Frauen sieht man auf der Straße nicht auf die Beine, sondern in die Augen. Sehr schönbeinige sehen dich überhaupt nicht an.

Dickbeinige Frauen in kurzem Rock sind dumm; gelegentlich auch bloß naiv oder gemüthlich.

Schlantbeinige sind beweglich an Körper und Geist; schlantbeinige im langen Rock sind dumm oder bescheiden.

Lügen haben kurze Beine; die also bebeinten Frauen hingegen sind meist aufrichtig und ehrlich, heiter, vergnügt, unproblematisch. Sie sind in Sachsen, woselbst sie „ulke Kadel“ benannt werden, der Normaltyp.

Allerlei Wissen.

Neues zum Vergiftungsstode. Ein amerikanisches Fachblatt gibt die Aeußerungen eines Vortrages eines Arztes wieder, der auf Grund eingehender Untersuchungen erklärte, daß der Eintritt des Todes durch elektrische Schläge, die irgendwo im Gehirn und Nerven sich als Auswirkungen der eingenommenen Gifte darstellten. Es könne also gesagt werden, daß ein Tier, das an den Wirkungen von Strichnium stirbt, den gleichen Verletzungen erliege, die ihm von einem Blitz oder einem starken elektrischen Strom zugefügt werden könnten.

Jahrhundertfeier für Rubens. Die 350. Wiederkehr des Geburtstages des flämischen Malers Rubens wird vom 21. Juli bis 21. August in Antwerpen mit einer Reihe von größeren Festlichkeiten begangen werden. Es sind große Ausstellungen der Arbeiten des Künstlers in den Museen und Kirchen des ganzen Landes geplant.

Strafen für rauchende Kinder. Die Kantonbehörde von Obwalden hat ein Gesetz wieder eingeführt, das seit 80 Jahren nicht mehr bestanden hatte und welches Personen beiderlei Geschlechts unter 18 Jahren das Rauchen verbietet. Es sind Strafen von einer Woche Gefängnis und 100 Franken festgesetzt, die sich im Wiederholungsfall verdoppeln.

Sicherer Luftverkehr. In den letzten zwei Jahren haben englische Luftschiffe ungefähr dreißigtausend Passagiere befördert und beinahe zwei Millionen Meilen zurückgelegt zwischen England und dem Festland, ohne daß ein Menschenleben zu beklagen wäre.

Aus aller Welt.

Faust-Ausstellung in Salzburg. Im Salzburger Künstlerhaus wird gegenwärtig eine Faust-Ausstellung veranstaltet, die reiches Material aus Oesterreich und Deutschland enthält und die einen überflüssigen Einblick in die Entwicklung vom Mysterium über das Volksschauspiel zum Faustdrama gibt. Die Ausstellung umfaßt fünf Räume. Der erste Raum stellt den Zusammenhang zwischen Passion und bildender Kunst dar, der zweite Raum enthält neben Bühnenmodellen des Burgtheaters reiches Material über den historischen Faust, der dritte und größte Raum ist im allgemeinen dem Goetheschen Faust gewidmet. Im vierten Raum findet sich eine dem Salzburger Theater gewidmete Sammlung, während der letzte sich mit der Hanswurstkomödie befaßt. Die Ausstellung ist überaus interessant und aufschlußreich und wird eine wertvolle Bereicherung der diesjährigen Salzburger Festspiele bilden.

Rundfunk als Starschreck. Ein Bauer der Bodenseegegend kam auf eine eigenartige Idee. Da die Kirschbäume gegenwärtig von der Vogelschwarm stark heimgesucht werden und die Kinder, die sonst das „Kirschhüten“ mit Rabau machen, durch Seifenkneten und Wechstanen besorgten, in die Schule mußten, band er den Lautsprecher seines Radioapparates auf seinen größten Kirschbaum. Der Erfolg war verblüffend. In weitem Bogen umkreisten die Vögel aufgeregt den Garten, ohne sich in die Nähe der Bäume zu wagen. Ob allerdings das Rundfunkprogramm auf die Dauer als Vogelschreck wirken wird, bleibt abzuwarten. — Bei dieser Gelegenheit sei übrigens vermerkt, daß in Danzig die Starplage in diesem Jahre derartig groß ist, daß die Besitzer von Kirschbäumen vielfach nicht eine einzige Kirsch zu ernten vermöchten.

75 Jahre Germanisches Nationalmuseum. Im Jahre 1853 wurde von dem Freiherrn von Aufseß in Nürnberg das „Germanische Nationalmuseum“ gegründet, dessen Kunst- und kulturhistorische Sammlungen einen umfangreichen Häuserblock einnehmen. Allein die Säle und Räume, die für die Schausammlungen zur Verfügung stehen, betragen rund 200 an Zahl. Daneben sind eine Fülle kulturhistorisch wertvoller Dinge in Magazinen untergebracht. Berühmt ist das Kupferstichkabinett des Museums, und die herrliche Gemäldesammlung wird alljährlich von Tausenden aus Deutschland und dem Auslande besucht. Bemerkenswerte Schätze aller Beiride birgt auch die Bibliothek des Museums. Die Jubiläumstage, die in ganz Deutschland Widerhall finden werden, sind für den 18. und 19. August angesetzt.

Eine Schreibmaschine für Notenschrift. Nach französischen Meldungen soll der Konstrukteur Fortoni eine Schreibmaschine für Notenschrift erfunden haben. Die Tastatur umfaßt 225 verschiedene Zeichen, mit denen man auf einem Notenpapier mit normalisierten Notensystemen in der Lage sein soll, jede beliebige Musik aufzuzeichnen.

Fröhliche Ecke.

Erreicht. „Ich beneide Sie um Ihre Schlankheit. Sie menssendicken wohl?“

„Nicht mehr, seit ich mit den Beenen die Hängelampe heruntergeschlagen habe.“
(Jugend.)

Liebenswürdigkeiten. Der Kunde: „Wenn ich einen Joidien als Sohn hätte, dann würde ich ihn Zigarrenhändler werden lassen!“

Der Zigarrenhändler: „Ihr Herr Vater scheint nicht der Ansicht gewesen zu sein.“
(Jugend.)

Gespräch. „Tobias ist wieder da, aus Marienbad zurück.“

„Ist er dünner geworden?“

„Na, es geht. Ich hatte nicht den Eindruck.“

„Wann hast du ihn getroffen?“

„Gestern abend. Auf der Elektrischen. Ich stieg auf eine überfüllte Plattform, schließe mit Mühe die Tür, und wie ich mich umsehe, steht Tobias ganz allein auf der Plattform.“
(Weggendorfer Blätter.)

Ehrenrettung! Krauze kommt mit einem gewaltigen Affen heim. Frau Krauze spricht: „Da hört doch alles auf, Emil. Wie kann sich nur ein Mann in deinen Jahren noch so besaufen!“

„Ganz eefach! Von eenen war e Fremder mit an den Schiamm-tisch gebracht worden, und der Gerl nannte uns Gassefaffen. Aber den haunn' mersch eingetränkt.“
(Fliegende Blätter.)

Man muß sich zu verteidigen wissen. Pierrot: „Hi! Hi! Pierrette hat mir eine runter gehauen!“

Pierrette: „Das ist nicht wahr, und verstehst du, wenn du die Lüge nochmal wiederholst, haue ich dir noch eine!“
(Matin.)

Schwere Zeiten. „Das Leben wird immer mühseliger! Früher gab es wenigstens eine Sonntagsruhe, jetzt hat man dafür auch noch diese Weefensirabazen!“
(Fliegende Blätter.)

Die Zugspitze. Nach den begeisterten Schilderungen seines Freundes Frizchen möchte auch Karlschen gar zu gern die Zugspitze bestaunen. Der Vater weiß sich zu helfen: er führt den Jungen auf einen Bahnhof und zeigt ihm . . . eine Lokomotive.
(Nachdruck verboten.)

Bureau. „Trinken Sie eine Tasse Kaffee mit mir?“ ladet mittags zwei Uhr Rübham einen ein.

„Jetzt nicht,“ bemerkt jener, „ich muß ins Bureau, und wenn ich Kaffee getrunken habe, kann ich immer so schlecht schlafen.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznan.